Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Monatshefte

für deutsche Sprache und Pädagogik.

(Früher: **Pädagogische Monatshefte.**)

A MONTHLY

DEVOTED TO THE STUDY OF GERMAN AND PEDAGOGY.

Organ des

Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

Jahrgang XII. **Dezember 1911.** **Heft 10.**

Warum feiern wir Weihnachten?

Von **Clara L. Nicolay**, Allen School, Newton, Mass.

Warum feiern wir Weihnachten?

Diese Frage ist so alt wie das Fest selbst, und die Antwort, so verschieden sie auch je nach Person, Zeit und Ort ausfallen mag, wird doch darauf hinauslaufen: weil wir einen Strahl des Lichts, eine Woge warmer Lebensglut wenigstens einmal über die trübe, kühle, dämmernde Welt ausgiessen müssen.

Die Winter-Sonnenwende, gerade wenn die Zeit neu knospenden Lebens am weitesten entfernt scheint, wurde von vielen Völkern, nicht nur den nordischen, als Festzeit erlesen. Den Römern brachte sie ihre Saturnalien, eine Woche ausgelassenen Frohsinns, in der man sich in die Tage des goldenen Zeitalters zurück träumte. Sie begann am 16. Dezember und schloss daher, wo das christliche Weihnachtsfest anfing. Es gab grosses Schmausen; Geschenke wurden ausgetauscht, alle Streitigkeiten wurden zeitweilig beigelegt. Vor allem aber war es die grosse Feierzeit der Sklaven. Für eine Woche fiel das Joch von ihrem Nacken und wie der Stier an wohlgefüllter Krippe, so rastete sein Treiber von der schweren Feldarbeit, vom Bau und dem Einerlei freudloser Frohn.—Für eine Woche waren die Sklaven die Meister und die Herren und Damen warteten ihnen auf. Wie streckten sich die müden Schultern auf den unge-

wohnten Polstern, wie mundete die Festkost nach einem Jahre kümmerlichen Lebens! Man denke sich irgend einen gekräuselten und gesalbten Rufus oder Glaucus, der bekränzt auf dem Ruhebette des Triclinium lehnt, und seine Befehle erteilt:

"Giesse noch einige Schalen Falerners in den Mischkrug, oh Titus Sempronius!" oder: „Cajus Cornelius, schneide mir noch eine Scheibe von der fetten Brust des Pfauhahns, und würze sie gut mit der piquanten Sauce von Cumae!"

Im Budoir der Matrone aber mochte eine Lydia oder Myra am vergoldeten Sessel lehnen und ihre Haarfrisur im silbernen Spiegel mustern. Mit nachlässiger Stimme flötete sie wohl:

„Kannst du nicht, oh Antonia Pia, mir diese Reihe der Stirnlöckchen etwas fester drehen?" oder: „Stecke doch die Fibula ein wenig höher, Julia Octavia, dass der Faltenwurf des Peplums reicher wird!"

Glaucus und Rufus wussten sehr wohl, dass, sobald die Aedilen der Stadt die Festzeit für geschlossen erklären würden, ihrer die grösste Tracht Prügel wartete, die je auf ihren Rücken gehagelt war; und Lydia und Myra, sollten sie sich die geringste Nachlässigkeit bei der Toilette ihrer Herrinnen zu schulden kommen lassen, würden es fühlen, was es heisst, wenn eine silberne Nadel bis zum Elfenbeingriff in ihre hübschen Schultern getrieben würde. Doch der Geist der Saturnalien war in der Luft, und man hatte doch eine Woche lustiger, lachender Gegenwart, darum *carpe diem!*

Ist es denn anders heutzutage? Die Weihnachtszeit ist die rechte Feierzeit des „holden Leichtsinns", den, Gott sei Dank, uns die Natur gegeben. Wir sehen den armen Familienvater all seine törichten, herzerquickenden Einkäufe machen, ohne Rücksicht auf den drohenden Aedilen, der bald genug das Mietsbuch. die Fleischerrechnung, den Steuermahnzettel und ähnliche Neujahrsgrüsse überreichen wird.

Die häuslich intime Seite des Weihnachtsfestes tritt in ihrer reinsten Schönheit im Norden auf. Der Norden hat uns auch die echten Dichter des Christfestes gegeben, nämlich Charles Dickens in England, Andersen in Dänemark, Theodor Storm in Deutschland.

Umzüge, Scherz und Schabernack karakterisieren den Süden; vor allem aber die Krippen, welche zeigen, wie die Kirche sich den besten Teil des Festes vorbehalten.—In der Provencè sind es die Heiligen Drei Könige, die Magier aus dem Osten, um welche sich Sage, Lied und vor allem heilig geheimnisvolle Kindheitserinnerungen scharen. Wer je dem liebenswürdig grossen Barden der Provence, wer Friedrich Mistral gefolgt ist, als er mit seinen kleinen Gefährten als Kind hinausgezogen war, um dem Zuge der Magier zu begegnen und ihnen Weihnachtskuchen zu bringen, wer den fernen Stimmen in der violetten Dämmerung des früh dahinsterbenden Wintertages gelauscht, wer dann am nächsten Tage in der

stattlichen Mas, dem Heim des reichen Öl- und Weinbauers, das geräuschvoll lustige Weihnachtsfest mitgefeiert hat, der weiss, dass an diesen überreich besetzten Tafeln manch uralt heilige Sitte bewahrt wird, die schon herrschte, ehe der Gesang der Troubadours an Ritterhöfen, und das bescheiden schalkhafte Lied des Jongleurs in gastfreien Bauernhäusern die frohe Kunde von dem Kinde zu Bethlehem anstimmten.

In Italien finden wir den einen hohen Festtag des ganzen Jahres. Da ist kein Handeln und Feilschen; auch der Ärmste sitzt mit den Seinen beim bescheidenen Festmahl, hat sein Huhn, seine Feigen, seinen roten Wein, und—traurig pathetischer Anblick—hinter den Eisengittern der Gefängnisse drängen sich die bleichen Gesichter der Gefangenen, denn wer noch irgend jemand auf der Welt sein eigen nennt, der ist sicher, dass ihm heute ein Besuch, eine Gabe zu teil wird. Am zweiten Januar aber findet in der *Beffana* (verdorben von Epiphania) ein verfrühter Fasching mit seinem tollen Treiben, mit Maskenspiel und einem kleinen Jahrmarkt statt. Im ganzen Süden, auch in Frankreich, werden Geschenke erst zu Neujahr ausgetauscht. In den letzten Jahren hat allerdings der Weihnachtsbaum und die damit verbundene Bescherung in grösseren Städten ihren Eingang gefunden.

Doch die echte Weihnacht verlangt Schnee und Eis, und die Regionen, wo die Natur mit diesen Gaben nicht kargt, sind die echte Heimat der Christfeier.

Auch der Norden hatte sein grosses heidnisches Fest, die Julfeier, zur Zeit der Winter-Sonnenwende. Das erste was das herannahende Christentum tat, war, dies seinem eigenen Festkalender einzuverleiben. Die alten Recken der Nordlande, der Elb- und Rheinufer, Frieslands, Dänemarks, Skandinavien und Islands waren nicht leicht zu bekehren. Sie hielten fest an den alten Göttern, die ihnen so lange treu gewesen, und die Missionsprediger fanden manchmal nach hartem und mannhaftem Kampf ihr Grab unter Odins Eichen oder dem Ahorn des roten Thors. Doch gab es auch manchen schlachtmutigen Bischof, welcher der Meinung war, dass die Furchen für die neue Saat mit dem Schwerte gezogen und mit Blut begossen werden müssten. Manch ein hartköpfiger Jarl oder Than, der sich durchaus nicht „waschen" lassen wollte, der darauf bestand, am Julfest Pferde zu schlachten und seinen Met aus Ross-Schädeln zu trinken, musste sich allerhand unangenehmen Prozeduren unterziehen, wie das herabwürgen lebendiger Nattern, der Verlust einiger überzähligen Gliedmassen, wie Finger und Nase. Es ist wahr, die Recken wehrten sich tapfer und blieben den unwillkommenen Bekehrern nichts schuldig. Aber ein paar Märtyrer mehr haben noch keiner Kirche etwas geschadet, noch gereichte es dem starken Bischof zur Unehre, wenn er gute Blutrache für seine geschorenen Männer nahm, und da geschah es denn, dass die Gewalt der Rede und die Überzeugungsgründe der Schwerter dem

neuen Glauben allmählig Herzen und Häuser öffneten. So erreichte der weisse Christus auch das, was den Recken wie den tapfern Weibern, dem zappelnden Säugling wie dem Greise, der müde träumend langvergangenen Taten nachsann, das Nächste und Liebste, das Ehrwürdigste und Geheimnisvollste war, das heilige Julfest. Es war die Zeit, wo die Götter herniederstiegen, wo Allvater Odin im dunkelblauen Mantel in Würde dahinfuhr, ja, es nicht verschmähte, an der Tür des freien Mannes zu halten und mit dem Wirte und dessen Waffenbrüdern das gewaltige Methorn zu leeren. Da kam auch Frau Fricka oder Berchta, die Göttermutter, die Schützerin des Hauswesens, und sah zu, wie Küche und Keller bestellt waren, und ob die Spinnerinnen den Flachs vom Rocken gesponnen hatten. Frau Holle schüttelte ihre Betten, dass die Flocken stoben; Frey, der Sonnenhelle, kam auf seinem goldenen Eber geritten, wobei freilich unzähliges anderes Borstenvieh sein Leben lassen musste; der Julblock loderte, und die freundlichen Licht-, die neckischen Schwarzalben versteckten sich unter Backtrögen und in Ofenecken. Die Kirche war zu klug, diese Zeit wie die heiligen Eichen auszurotten, wie Opferaltäre einzureissen. Wer ist denn der festeste, von tausend Wurzelfasern durchzogene Erdengrund, was ist die stärkste Granitquader gegen den lebendigen Boden des Menschenherzens? So nahm denn die Kirche das altheilige Fest in ihre weiten Arme und weihte es dem lieblichsten, dem unschuldig reinsten ihres glorreichen Heeres, dem Kindlein Jesus. Frau Fricka im blauen Mantel, nicht dem dunkeln Sturmmantel des Gatten, nein, dem schön lichtblauen des heitern Himmels, wurde die Gnadenmutter Maria, und vielleicht geht man nicht zu weit vom Wege ab, wenn man in dem heiligen Joseph mit seinen treuen Eckartszügen die abgetönte Gestalt Walvaters erkennt.

Es existiert eine Art Kirchenkalender vom Ende des fünften Jahrhunderts, das sogenannte *Sacramentorium Gelasium,* das den Jahresanfang mit der Nativität zusammen in die letzte Woche des Dezembers legt; dies wurde bestätigt im *Sacramentorium Gregorianum,* welches dem römischen Bischof Gregor dem Grossen (599—604) zugeschrieben wird. So hatten nun die neuen Christen ein schönes, grosses, frommes Fest an Stelle des geliebten Julfestes. Es machte ihnen nicht allzuviel aus, zu Ehren welches Gottes sie ihre feisten Schweinchen und fetten Gänse schlachteten, ihre Äpfelschnitzen und Gewürzkringelein buken, und vor allem, wem sie ihr Bier brauten! Die strengen Missionsprediger waren auch keineswegs abgeneigt, an all den guten Dingen teilzunehmen, und in Klöstern wie Laienhäusern ächzten die Tische unter würzigen Lasten. Da die ungefügen Täuflinge sich nun im ganzen so gut betrugen, und germanische Gastfreundschaft dem Priester gern den Ehrenplatz einräumte, so zeigte sich auch die Mutter Kirche entgegenkommend, und gab ihnen manchen der alten Lieblinge unter einem neuen Namen wieder. Vor

allem war es einer unter den Göttern der Germanen, an denen ihr Herz hing, der jugendlich schöne Baldur, der lichte Gott, dem keins der geschaffenen Wesen feind war, der früh gestorben. Es war kein anderer als der Heiland selbst, der unter Baldurs Namen schon lange im Volke gelebt hatte, und die liebliche Frühlingsgöttin Freya vertauschte den Blütenkranz mit einer Sternenkrone und ward eine andere Gestalt der Heiligen Jungfrau; nicht, gleich der Fricka, die gnadenreiche Mutter, sondern die Himmelskönigin. Es versteht sich von selbst, dass alle die Grundgestalten des christlichen Götterhaushaltes auf italienischen und byzantinischen Konzilien bis auf die Details ihrer Kleidung festgestellt wurden, aber der germanische Geist nahm die fremden, blutlosen Gestalten und flösste ihnen ureigenes Leben ein, indem er sie mit den altgewohnten Lieblingen verschmolz. Allvater Odin aber hat sich von kirchlicher Oberaufsicht frei gemacht. Nachdem er viele Jahre lang als wilder Jäger mit seinem Walkürengefolge und allerhand anderm Gesindel sich einen recht schlechten Namen gemacht hatte, kehrte er zu Tugend und Achtbarkeit zurück, und ist noch heute mit Apfelsack und Rute als Knecht Ruprecht ein geehrter und gefürchteter Gast. Seine modernste Entwickelung ist als „Father Christmas" in England und Amerika.

Der übermütige Geist des Julfestes wirkte bald zurück auf die Kirche.

Sie gab hübsche Schaustellungen: die Geburt, den Stall mit Ochs und Eselein, die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde, die anbetenden Hirten und Weisen aus dem Morgenlande; alle wurden greifbar vorgeführt—so beginnt mit Weihnachts- und Osterspiel die Wiedergeburt des Dramas. Es waren nicht länger Puppen, wie vor der Krippe, nein, lebendige Menschen, die umherwandelten, sprachen, handelten, und die antiphonischen Messen mit manchmal recht loser Unterhaltung unterbrachen. Bald erweiterte sich der Kreis heiliger Personen; Laien und allerlei Sünder fanden ihre Aufnahme, und mit den Sündern natürlich der Erzfeind, der Teufel. Von den Streichen, welche dieser den armen Schächern spielt, die sich törichterweise in seinen Schutz begeben, und der Art wie ihm von den Frommen ihrerseits mitgespielt wurde, kommen wir in gerader Linie zum alten Freund Hanswurst.

Die überwältigende Spannung der Andacht löste sich in gesunden Humor aus, und die derben Spässe verschonten niemand, weder Herzog noch König, weder Bischof noch Papst. So finden wir einen älteren Hirten, Mack, der, während die andern anbetend vor der Krippe knieen, hingeht und einen Hammel stielt, wofür ihm natürlich die üblichen Prügel zu teil werden. Wenn am Ende der Schelm unter Zetergeschrei vom Gottseibeiuns geholt wird, wenn ein diebischer Diener seinem Herrn erst andere betrügen hilft und ihn dann selbst um den Gewinn seiner Schelmerei bringt, so haben wir im Beginne der Weihnachtsspiele die Samen,

aus denen die ganze Zunft der Kammerdiener und Kammerkätzchen der romanischen Komödien einerseits, andrerseits aber die Faust-Tragödien emporwuchsen.

Im Kasperletheater, in italienischen Marionetten, in der englischen *Punch and Judy show* haben wir noch bis zum heutigen Tage die letzten Spuren jenes urwüsigen Humors der Weihnachtsspiele, wo der Teufel und seine Grossmutter die Stelle weltlicher wie poetischer Gerechtigkeit übernehmen.

Selbst Berlin, das nüchterne Berlin, kann sich eines Original-Weihnachtsspieles rühmen. Es ward verfasst von Heinrich Knust, oder Knaust, einem Hamburger von Geburt, der aber in Berlin lebte und seinen Namen zu Henricus Knustius lateinisiert hatte. Sein Stück war betitelt:

„Ein sehr schön und nützlich Spiel von der lieblichen Geburt unseres Herrn Iesu Christi zu Kölln an der Spree gehalten."*)

Bemerkenswert ist auch eine Moralität mit dem Titel: Kurtze Comedien von der Geburt des Herrn Christi.—Sie wurde zu Weihnachten des Jahres 1559 am Hofe des Kurfürsten Johann Georg im königlichen Schlosse zu Berlin aufgeführt. Die Ausstattung war sehr einfach, aber die Schauspieler waren um so interessanter. Zuerst erschienen zwölf Musikanten, als Engel verkleidet, setzten sich an einen schmucklosen Holztisch und sangen Kaspar Rügers Choral: Ihr Christen leudt—habt itzund Freud—". Dann erschienen die Hirten, die Heiligen Drei Könige, der Stern, Joseph und Maria, das Christkindlein, während der *Argumentator* erzählte, erklärte und moralisierte. Unter den Darstellern werden genannt: der kleine Markgraf Friedrich von Brandenburg, das Christkindlein; das Prinzlein war am 22ten März 1558 geboren, also noch nicht zwei Jahre alt; später ward er Grossmeister des Johanniterorden. Die Prinzen Christian und Johann Ernst, neun und sieben Jahr alt, als Magier, deren dritter von dem zehnjährigen Markgrafen Johann Georg von Hohenzollern dargestellt wurde. Die kleinen Markgräfinnen Magdalene und Agnes, acht und sechs Jahr alt, waren unter den Engeln. Die Jungfrau Maria aber war die fünfzehnjährige Elisabeth von Mannsfeld-Hornstädt; andere Personen waren Söhne und Töchter des Adels, wie auch einige Bürgerkinder. So trocken sich auch die Beschreibung dieser Weihnachtskomödie liest, sie zeigt wie den Hohenzollern im Kurhut wie in der Kaiserkrone Weihnachten ein frohes Familienfest war.

Wir finden nichts vom Weihnachtsbaum in den alten Beschreibungen.—Er ist wohl ein Überrest der aus der Kirche ins Haus versetzten Krippe, um so mehr, als er in den Ländern, welche die streng kirchliche

---

* Geschichte des königlichen Theaters zu Berlin, von Udo Brachvogel; Band I.

Weihnachtsfeier beibehalten haben, nicht urwüchsig ist. Die alte Sitte, eine kleine Schafhürde ins Moos an einem Fusse hinzubauen, deutet auf den Stall und die Krippe. Er ist ein allgemeiner Ausdruck germanischer Waldliebe, die Lichter aber sind entschieden kirchlichen Ursprungs.

Das Weihnachtslied ist so alt als das Fest selbst, das mit dem grossen Englischen Gruss eingeleitet wurde. Wir finden es in allen Literaturen, geistlich und weltlich, als frommen Choral, als Hymnus, als Kinder- oder Schelmenliedlein. Der eine Ton aber geht durch alle, wie ein Leitmotiv, das sich in die Klänge der Musik mischt, das aus den Farben der tausende und abertausende von Bildern uns entgegenschimmert: Weihnachten ist ein Freudenfest. Nicht das Osterfest, die Frühlings- und Auferstehungsfeier, nein, das Fest des kalten Mittwinters, ist das wahre Kinderfest, die Zeit, wenn die Welt jung wird, wenn Sorge und Hader für einen Augenblick versinken, wenn das Herz sich auftut in Mitleid und Liebe. Wer horcht nicht auf, wenn eine lang vergessene Weihnachtsmelodie ertönt? Mag sie in hohen Kathedralen von vollen Chören, mag sie in einem Seitengässchen von einer schrillen Kinderstimme gesungen werden — die uralte Weihnachtweise findet ihren Wiederhall auch im stumpfsten Ohr, im kältesten Herzen, und wie die Glockentöne dahinziehen, hallt es noch heut, und möge nie verhallen: Ehre sei Gott in der Höhe — Friede auf Erden!

Die Carnegie-Stiftung zur Förderung des Unterrichts.*

(The Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching.)

Von **Dr. Rudolf Tombo, sen.,** New York.

Am 16. April 1905 richtete Carnegie einen Brief an eine Anzahl Präsidenten und Professoren der führenden Universitäten, sowie hervorragende Finanzmänner des Landes, in dem er auf die mangelhafte Besoldung der Lehrer der Colleges und Universitäten hinwies und die ebenso mangelhafte Altersversorgung. Er habe daher beschlossen, die Summe von 10 Millionen Dollar zu stiften, aus deren Zinsen Ruhegehälter für die Lehrer von Universitäten, Colleges und technischen Hochschulen in den Vereinigten Staaten, Canada und Neufundland bezahlt werden sollen, soweit solche Anstalten nicht vom Staat unterhalten würden oder mit einer kirchlichen Sekte in Verbindung stünden. Und zwar sollen diese Ruhegehälter nicht als *mildtätige Unterstützungen* angesehen werden, sondern als solche, auf welche jeder Lehrer einer Anstalt, die von der Stif-

* Nach einem Vortrag, gehalten im Verein deutscher Lehrer von New York und Umgegend am 13. Mai 1911.